

INHALT

Vorwort und Dank	11
Einführung	15

TEIL I

DER KRIEG DER DEUTSCHEN UND DIE FOLGEN

1942 bis in die sechziger Jahre

1 Parzival im Krieg: Das geplagte Gewissen	39
2 Lohn der Sünde: Von Stalingrad bis zum Ende	51
3 Die Mörder sind unter uns: Von der Schuld zur Amnestie	130
4 Zögernde Zugeständnisse: Entschädigung und Neubeginn	213

TEIL II

EIN VOLK, ZWEI STAATEN

1949–1989

5 Aufbau der Demokratie: Freiheit mit Einschränkungen	291
6 Der neue sozialistische Mensch: Die vielen Moralitäten der DDR	365
7 Heimatsuche: Ost und West	422
8 Krieg und Frieden: Das Waffen-Dilemma	482
9 Fremde Heimat: Das Problem mit der Vielfalt	576

TEIL III
NACH DER MAUER
1989–2022

10	Vereint und doch entzweit: Der Preis der Freiheit	637
11	In der weiten Welt: Deutschland stößt an seine Grenzen	685

TEIL IV
DAS BESTREBEN, GUT ZU SEIN
Von den fünfziger Jahren bis 2022

12	Geld spielt eine Rolle: Reich, sparsam, ungleich	737
13	Die sorgende Gesellschaft: Familie, Gemeinwesen, Staat	790
14	Mutter Natur: Geliebt und misshandelt	829

	Nachwort: Wohin steuert Deutschland?	897
--	--------------------------------------	-----

	Anmerkungen	909
	Verzeichnis der Archive	981
	Bildnachweise	982
	Register	984

KAPITEL 1

PARZIVAL IM KRIEG

Das geplagte Gewissen

Es kam alles anders als gedacht. Am 22. Juni 1941 war die deutsche Armee in die Sowjetunion einmarschiert. Im November standen die deutschen Truppen nur noch 35 Kilometer vor dem Kreml. In Erfurt, im Herzen von Hitlers Reich, konnte der Schüler Reinhold Reichardt einen Monat vor seinem achtzehnten Geburtstag nicht mehr warten und meldete sich kurzerhand als Offiziersanwärter. Am 1. Februar 1943 wurde er schließlich zum Reservebataillon eines Infanterieregiments einberufen. Als er abends in seiner Kaserne in Frankfurt an der Oder eintraf, wurden im Rundfunk die letzten Nachrichten der bei Stalingrad geschlagenen 6. Armee verlesen, der auch viele Männer seines Regiments angehörten. In den folgenden Tagen versuchten die Offiziere ihr Bestes, um die Moral der neuen Rekruten zu heben, indem sie die Naziparole des »notwendigen Opfers der Stalingrad-Kämpfer« wiederholten. Doch klang dies eher »befehlsgemäß« und »hergebetet«, wie Reichardt seinem Tagebuch anvertraute, und konnte die »Trauer mit dem Zorn und der Wut über die sinnlose Preisgabe der Kameraden nur notdürftig verstecken«.¹

Im Juli 1943 traf der Tod seine eigene Familie. Sein älterer Bruder Rainer fiel durch eine Granate in der Schlacht von Kursk nördlich von Belgorod in Russland, in der größten Panzerschlacht der Weltgeschichte, bei der die Rote Armee den entscheidenden strategischen Vorsprung errang. »Er ist tot – er ist tot – er ist tot!«, schrieb Reinhold. »Ganz hinten in mir spüre ich, weiß ich: Ich finde ihn wieder, er kommt zu mir – ich weiß es! Vielleicht, wenn ich draußen bin mitten im Sturm ... Für uns, in unserer brüderlichen Gemeinsamkeit kann es keinen Tod, kein endloses Nichts geben. Er ist gefallen für uns, für unsere gemeinsame Liebe zum Vater-

land als unsere bleibende Heimstatt. Aber nein, er ist nicht »gefallen«, nicht gesunken in den Hades, aufgefliegen ist er, emporgestiegen zum Sonnenthrone – er ist heimgekehrt!«²

Als kleiner Junge hatte Reichardt bisweilen davon geträumt, in einer Fischerhütte an der Nordsee zu hausen oder vielleicht in einem abgeschiedenen Farmhaus in Südwestafrika. Jetzt wusste er, »mein Lebensziel keine Flucht in die Idylle einer allein auf den inneren Frieden des eigenen Ichs gegründeten Insel sein soll ..., sondern die Auseinandersetzung mit den realen Mächten dieser Welt«. Er war zum Krieger bestimmt. Beim Verfassen seines Tagebuchs ließ er sich von dem großen deutschen Dichter der Romantik, Friedrich Hölderlin, und dessen Briefroman »Hyperion« (1797) inspirieren, in dem ein Held für die Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft kämpft. Reichardt beschloss, die Briefe in seinem Tagebuch an Patroklos zu richten, Achilles' treuen Gefährten, der im Trojanischen Krieg fiel. Reichardt erklärte, dass er sich »dem Kampf dieser Welt um die Freiheit und geistige Reinheit des Vaterlandes stellen muss, um in mir mein Glück, meinen Seelenfrieden zu finden«. Alles andere würde sein »geistiges Vaterland entwürdigen«. Er habe eine große Hoffnung: »das Wagnis der Schlacht auf mich zu nehmen, in der Gefolgschaft Parzivals und seiner Tafelrunde«.³

Im Januar 1944 stieß er zu einer Infanterieeinheit in Sarajevo, einem der brutalsten Schauplätze des Zweiten Weltkriegs.⁴ In den Hügeln und Bergen Bosniens kämpfte die deutsche Armee an der Seite der SS und der kroatischen faschistischen Ustascha gegen die Partisanen von Josip Tito. Kaum zwei Wochen nach seiner Versetzung war Reichardt verzweifelt und vertraute sich seinem Tagebuch an, wobei er sich ausnahmsweise an seine Mutter und nicht an Patroklos wandte: »Liebes Mutchen, ich weiß, es ist nicht recht von mir, dass ich Euch solches schreibe, aber es muss mir von der Seele. Für die Kameraden ist dies kein Thema!« Überall sah er »brennende, zerstörte Ortschaften, totes Vieh, verstümmelte Pferde und erschossene Menschen. Trotz des Bombenterrors zu Hause kann unser Vaterland Gott danken, dass es bisher von solchem unmittelbaren, grässlichen Kriegsgeschehen verschont geblieben ist«.

Die deutschen Soldaten kämpften hart, berichtete er, aber sie beraubten und misshandelten auch die Einheimischen. Sie stahlen ihnen Messer und Kleidung »oft mit der fadenscheinigen Bemerkung: Wir dürfen das,

wir sind zu Hause ausgebombt«. Das Schlimmste aber sei, »wenn unterwegs Gefangene oder ein vermeintlicher Partisan« in ihre Hände fielen, deren »Rücktransport aber lästig werden kann«. Diese würden mit einem Genickschuss hingerichtet, »lächelnd, als sei es ein gelungener Spaß«. Die magere Beute teilten die Soldaten untereinander auf.

Einige Tage zuvor hatte sich Reichardt erkundigt, was mit der örtlichen Krankenschwester mit Rot-Kreuz-Armbinde geschehen sei. Ein Augenzeuge sagte, der Feldwebel Walz habe sie auf ihrem Pferd gehalten, ihr die Pistole abgenommen und sie damit erschossen. »So ein hübsches Weib!«, habe er den anderen Soldaten zugerufen, bevor er ihr die Unterwäsche heruntergezogen, ihre Beine gespreizt und gesagt habe: »Ihr könnt noch mal, sie ist ja noch warm!« Reichardt war »angewidert«. Er fragte, ob jemand eingegriffen habe: »Nein, keiner«, bekam er zur Antwort.⁵

»Der deutsche Soldat müsste für solche Handlungen viel zu stolz sein«, heißt es in seinem Tagebuch weiter, »weil er sich doch überall seiner qualitativen Überlegenheit anderen Völkern gegenüber brüstet.« Er gebe vor, »ein unbefleckter Kämpfer für eine heilige Sache zu sein«. Leider, so schrieb Reichardt, habe ihn das Soldatenleben gelehrt, dass er, solange er kein eigenes Kommando habe, wegschauen müsse, wenn derartige Dinge geschähen. Solche Erlebnisse müssten ihm daher »geradezu zum Ansporn werden, für die Zukunft höhere und größere Aufgaben und Pflichten anzustreben«, um jenes hohe Ideal des Soldatentums zu erlangen, welches ihn ursprünglich dazu bewogen habe, sich freiwillig zu melden. »Mein Trost und Stolz muss es sein, zu wissen, dass ich vom Vaterland gebraucht werde, um dieses Ziel zu verwirklichen.«⁶

Einige Tage später, am 17. Januar 1944, gerieten er und seine Gruppe in den Bergen bei Jajce mit ihrem Lastwagen unter Beschuss. Schnell befahl Reichardt seinen Männern, aus dem Fahrzeug zu hechten, sich im Gebüsch zu sammeln und auf das Dorf vorzurücken, aus dem die Schüsse kamen. Er erspähte einen der Partisanen. »Zum ersten Mal in meinem Leben ziele ich in vollem Bewusstsein mit meinem Karabiner über Kimme und Korn auf einen schießenden Feind.« Reichardts Schuss traf sein Ziel. Der Mann wurde durch die Luft geschleudert und sackte dann im Schnee zusammen. Reichardt lief zu ihm. »Da liegt er stark aus der rechten Hüfte blutend im Schnee. Was tun?« Der Befehl lautete: »Gefangene sind nicht zu machen! Kann ich den Schwerverwundeten einfach im Schnee liegen

und verbluten lassen?« Plötzlich erschien Feldwebel Walz in Begleitung seines Fahrers. »Da haben wir ja so ein Schwein!«, rief er und trat dem wimmernden Mann in die verletzte Hüfte. Er befahl dem Partisanen, sich auszuweisen, nahm ihm die Papiere ab, zerknüllte sie und lachte. In der Zwischenzeit hatte der Fahrer das Gewehr des Partisanen aufgehoben, das Patronenlager geöffnet und festgestellt, dass sich darin noch vier Kugeln befanden. »Er zielte auf die rechte Schulter des Verwundeten und schoss, dann auf die linke und schoss, dann in das rechte Knie, dann in das linke. Ich starrte ihm entsetzt in die Augen und rief: ›Nun bitte noch einen Schuss in das Herz oder in den Kopf!‹« Der Feldwebel schrie Reichardt an: »Sind Sie wahnsinnig, wir müssen doch Munition sparen!« Darauf ging er mit seinem Fahrer davon. Reichardt blieb mit dem sterbenden Mann allein zurück – »ich hob meine Pistole ... und gab mit geschlossenen Augen den Gnadenschuss«. ⁷

In fast allen Kriegen kommt es zu Gräueltaten. Was das nationalsozialistische Deutschland von anderen kriegführenden Nationen unterschied, war die Tatsache, dass Kriegsverbrechen keine Ausnahmeerscheinung, sondern ein fester Bestandteil der deutschen Kriegsführung waren. Die Genfer Konvention von 1929, die Deutschland im Jahr nach Hitlers Machtübernahme am 21. Februar 1934 ratifizierte, verbot Repressalien und forderte die menschenwürdige Behandlung von Gefangenen. In ihrem Vernichtungskrieg setzten sich der »Führer« und seine Generäle über diese Regelungen hinweg. Mit dem deutschen Angriff auf Polen im September 1939 begannen die Exekutionen von Gefangenen und Zivilisten. Wie wenig das Leben von Zivilisten dort galt, war Reichardt nicht ganz unbekannt. Im April 1943 lag er wegen Diphtherie kurzzeitig in einem Lazarett in Frankfurt an der Oder und hörte von einem älteren Soldaten, der im besetzten Polen gedient hatte, eine grausige Geschichte. An Bahngleisen, Brücken und Straßen seien Schilder aufgestellt worden, auf denen davor gewarnt worden sei, sie zu überqueren. Anstatt kleine Jungen und Mädchen, die dies dennoch taten, weil sie nicht lesen konnten, auszuschimpfen oder zu verjagen, habe der diensthabende Wachmann sie einfach niedergeschossen. »Aber der Kamerad habe immer nur gelacht und gesagt, er müsse doch seine Befehle als Wachposten gewissenhaft ausführen, und auf ein paar polnische Gören mehr oder weniger käme es nicht an.« ⁸ Die Erschießungen polnischer Intellektueller und Juden durch SS und Polizei nahmen weitaus größere Ausmaße an. Im November 1939 wandten sich

einige ranghohe Offiziere, darunter Generaloberst Johannes Blaskowitz, diesbezüglich an Hitler, wenngleich sich Blaskowitz mehr über den ungeordneten Charakter der Tötungen und die Auswirkungen auf die Moral seiner Truppen sorgte als um die Opfer. Der »Führer« explodierte: Seine Generäle müssten sich von ihrer »Heilsarmee«-Mentalität lösen.⁹

Das taten sie im Mai und Juni 1941, zu Beginn des Unternehmens Barbarossa. Mit dem »Barbarossabefehl«, den »Richtlinien für das Verhalten der Truppe« und dem »Kommissarbefehl« formulierte das Oberkommando des Heeres die Grundregeln für eine neue Art von Krieg. Das deutsche Volk kämpfe gegen seinen »Todfeind«, den Bolschewismus, hieß es in den Richtlinien. »Dieser Kampf verlangt rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden und restlose Beseitigung jedes aktiven oder passiven Widerstandes.«¹⁰ Kommissare der Roten Armee sollten von anderen Gefangenen getrennt und erschossen werden. Wurden deutsche Truppen von Partisanen angegriffen, sollten als Vergeltungsmaßnahme Geiseln genommen und erschossen werden. Die Erschießung von Partisanen und Geiseln war zwar nicht völkerrechtswidrig, doch mussten sie zuerst vor Gericht gestellt werden. Wehrmachtssoldaten hingegen erhielten freie Hand, Zivilisten und mutmaßliche Partisanen einfach zu töten. Sie würden ungestraft bleiben, so versicherte man ihnen, selbst wenn sie ein Kriegsverbrechen begangen hätten. Rache, Repressalien und Vergeltungsmaßnahmen eskalierten. Die Zahl der von den Deutschen getöteten Geiseln und Nichtkombattanten stieg sprunghaft an und stand in keinem Verhältnis zur Zahl der erschossenen deutschen Soldaten. Das galt auch für Jajce, wo Reichardt stationiert war. Etwas mehr als ein Jahr zuvor hatte die deutsche Infanterie die Stadt unter harten Kämpfen zurückerobert. Als Vergeltung für den Verlust eines einzigen deutschen Soldaten töteten deutsche Truppen am 30. Oktober 1942 insgesamt 257 »Partisanen«, darunter auch Frauen. Hier wie anderswo überstieg die Zahl der Leichen die Zahl der Gewehre um ein Vielfaches, was darauf schließen lässt, dass viele der Getöteten vermutlich Nichtkombattanten waren.¹¹

Reinhold Reichardt soll hier weder als »typischer« Soldat noch als »typischer« Deutscher dargestellt werden. Moral ist kein starres System. Selbst in den dunkelsten Stunden des nationalsozialistischen Deutschlands gab es unterschiedliche Auffassungen von Recht und Unrecht. Moralvorstellungen sind aber auch keine Zufallsprodukte. Es gab ausgeprägte

deutsche Muster, von denen Reichardt einige übernahm. Er stammte aus einem bildungsbürgerlichen protestantischen Haushalt. Wie fast alle deutschen Jungen seines Alters trat er in die Hitlerjugend ein. Er und seine Freunde zitierten untereinander nicht nur Hölderlin und Goethe, sondern hatten auch die in der Zwischenkriegszeit so beliebte kriegsverherrlichende Memoirenliteratur aufgesogen. Sein Tagebuch gibt uns Einblick in ein moralisches Universum, das von vielen Rekruten geteilt wurde. Zweifellos verfügte Reichardt über eine gewisse Handlungsfreiheit. Er hätte sich beispielsweise an der Erschießung von Zivilisten beteiligen können. Er hätte aber auch dagegen protestieren können. Beides tat er nicht. Auch seine Gedanken über sein eigenes Handeln und das anderer sind nicht das Resultat rein persönlicher Überzeugungen. Sein Tagebuch vermittelt einen Eindruck von den gesellschaftlichen Idealen und von den Selbst- und Weltbildern, die damals in Deutschland allgemein verbreitet waren: die Pflicht gegenüber dem Vaterland und die Erhabenheit des Opfers; der Glaube an den Plan Gottes und an das Wirken eines Weltgeistes; hart und empfindsam zugleich zu sein; jene Innerlichkeit zu pflegen, die die deutsche Kultur der materialistischen Zivilisation überlegen machte.

Reichardt ist nicht deshalb interessant, weil er der Prototyp eines Täters war, sondern weil er für eine nicht minder problematische Gruppe steht: junge Soldaten, die in Massen für das Vaterland kämpften, die keine Nazi-Fanatiker waren, deren Gewissen durch einzelne Gräueltaten belastet war, die aber dennoch bis zum bitteren Ende kämpften. Reichardts umfangreiches und ausführliches Tagebuch gibt uns die Möglichkeit, nicht nur zu rekonstruieren, was er tat, sondern auch, wie er über seine Taten dachte, was er glaubte, tun zu müssen (und was nicht), und warum er bestimmte Handlungen mit bestimmten Konsequenzen verband und andere nicht. Kurz gesagt: Es hilft zu erklären, wie ein deutscher Soldat es schaffte, seinen eigenen heroischen Krieg von den Gräueltaten zu entkoppeln, die um ihn herum begangen wurden.

In Reichardts Weltbild vermischten sich Humanismus, Romantik, Nationalismus und Christentum mit einem Schuss Pantheismus. Es vermittelte ihm ein klares Verständnis seiner eigenen Funktion in einer langen, geradezu kosmischen Kette von Ereignissen, die Individuum und Nation, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, diesseitige und jenseitige Welt miteinander verknüpfte. Dies hatte grundlegende Auswirkungen darauf,

wie er Ursache und Wirkung von Handlungen betrachtete und wie er seine eigene Rolle im Krieg verstand.

In seinem Tagebuch erscheint der Krieg als Abfolge lokaler Scharmützel mit identifizierbaren Soldaten und Opfern. Es gab aber auch »den Krieg«, eine zornige kosmische Kraft, die mit ihrer eigenen übernatürlichen Logik über die Welt hinwegfegte. Der Krieg war ein »Weltenherrscher, der in auswegloser Grausamkeit seinen Galgenstrick um den Hals der Menschen und Völker« zog.¹² Wie die meisten Deutschen zu dieser Zeit begriff Reichardt den Zweiten Weltkrieg als Fortsetzung eines dreißig Jahre währenden Dramas, das 1914 begonnen hatte. Es war ein »gerechter Krieg«, der den »schändlichen« Frieden von Versailles tilgen sollte. Das Mantra des »gerechten Kriegs« ging so weit, dass Reichardt es nie für nötig hielt, die Ziele dieses Kriegs zu formulieren, außer mit allgemeinen Verweisen auf das Überleben des Vaterlandes. Letztlich waren diese historischen Ereignisse allesamt Auswirkungen eines größeren metaphysischen Sturms. Reichardts Freund Horst, der zur Luftwaffe ging, drückte dies in einem Brief an ihn im April 1944 treffend aus: Die Welt habe eine »Seele« und einen »Willen«, die über dem Geschehen stünden. Krieg und Frieden seien wie ein Wechsel der Gezeiten und folgten einem evolutionären Sinn, den sie vielleicht noch nicht verstehen könnten. Ungeachtet aller Widersprüche müsse ihr instinktives Verständnis für das Wirken des Weltgeistes zu einer Glaubenssache werden: Sie seien Kämpfer für die »heilige Sache«. Horst schloss seinen Brief mit dem Abendmahlslied der Gralsritter aus Wagners *Parsifal*: »Nehmet vom Brot ... treu bis zum Tode, fest jedem Müh'n, zu wirken des Heilands Werke!«¹³

In dieser Sichtweise war der Soldat ein Glied in der Kette zwischen Diesseits und Jenseits – Diener einer kosmischen Logik und zugleich Mittler zwischen den Lebenden und den Toten. Reichardts Klage um seinen toten Bruder erinnerte an einen Bestseller der Zwischenkriegszeit, »Der Wanderer zwischen beiden Welten« von Walter Flex (zuerst erschienen 1916). Das Buch idealisierte den Frontsoldaten als neuen Menschentypus, der durch seine Nähe zum Tod dem Himmel und der Erde gleichermaßen nahe war. Durch ihr Opfer lebten die Toten in den Jungen weiter. »Macht uns nicht zu Gespenstern, gebt uns Heimrecht«, zitierte Reichardt in seinem Tagebuch. »Eure Taten und eure Toten machen euch reif und halten euch jung.«¹⁴

Bei seinem ersten Heimaturlaub während der Ausbildung im Mai 1943

bemerkte Reichardt, wie rasch die Armee »einen neuen Menschen« aus ihm gemacht habe. Er kam sich vor wie »Gulliver in einer Welt von Zwergen«. Für den Rest des Kriegs versuchte er, an diesem Gefühl von Macht und Schicksal festzuhalten. Soldat zu sein bedeutete in erster Linie, dieses neue höhere Selbst zu kultivieren und zu verteidigen. Sein Tagebuch versah er mit seinem persönlichen Motto: »Groß ist die Zeit des Friedens ... noch größer sind die Anforderungen, die der Krieg an dich stellt: Sei hart zu dir selbst, und immer mit einem mutigen Herzen!« Der Soldat, so schrieb er, entledige sich seiner materiellen Besitztümer und der »betäubenden Sehnsucht« nach Frieden, Ordnung und einem bequemen, spießbürgerlichen Leben.¹⁵ Nackt trete er vor Gott und lege seine Rüstung an, um für den Triumph von Gottes Plan zu kämpfen. Das war ein Wiederhall dessen, was von den Kanzeln in ganz Deutschland gepredigt wurde. Nach seiner Konfirmation hatte Reichardt eine Jugendgruppe in der Erfurter Thomaskirche besucht, einer evangelisch-unierten Kirche. Der dortige Pfarrer, Johannes Mebus, gehörte zur Bewegung der Bekennenden Kirche und war 1936 von der Gestapo verhaftet worden, weil er die nationalsozialistischen »Deutschen Christen« in seiner früheren Gemeinde provoziert hatte.¹⁶ Im Juni 1943 fasste Reichardt eine Predigt aus dieser Zeit zusammen, die er gehört hatte. Im Krieg gehe es nicht um Geld, Macht oder Ruhm und auch nicht darum, dass »Nationen sich gegenseitig ausbluten«, sondern um einen »Kampf um die Reinheit der menschlichen Seele«. Durch das Opfer reinige der Krieger seine Seele und »finde seinen Weg zurück zu Gott als sein demütiger Sohn«. ¹⁷ Der Soldat sei Christus und der Tod auf dem Schlachtfeld die Auferstehung.

Reichardt war nicht kaltherzig, wie wir gesehen haben. Aber sein Mitgefühl blieb begrenzt. Zwar war er entsetzt über die zunehmende Brutalität, in die Lage der Opfer versetzte er sich jedoch kaum. Er fragte sich nicht, wie es sich anfühlte, wenn das eigene Dorf niedergebrannt wurde, oder was die Frau oder das Kind jenes alten Bauern empfinden mochten, der auf die vage Mutmaßung hin, dass er ein Partisan sein könnte, von einem deutschen Soldaten kaltblütig ermordet wurde, wie am 20. Januar 1944 geschehen. Oder wie es für sie war, als die Soldaten anschließend seine Taschen durchsuchten, ihm sein Bargeld abnahmen und feststellten, dass seine Papiere vollkommen in Ordnung waren.¹⁸ Selbst für jemanden wie Reichardt, der ständig sein Gewissen prüfte und versuchte, seinen ethischen Idealen gerecht zu werden, stellten sich derartige Fragen

nie. Allenfalls drückte er seine Erleichterung darüber aus, dass Deutschland und seine Familie von ähnlichem Unheil verschont geblieben waren.

Das soll nicht heißen, dass Reichardt kein Gewissen hatte. Sein Tagebuch war Ausdruck einer inneren Stimme, die ihn fortwährend beobachtete und beurteilte. Manchmal sah er sich selbst von außen, wie an dem schicksalhaften Tag, an dem er den Partisanen erschoss. Dieser Blick war jedoch nicht der des »unparteiischen Beobachters«, den Adam Smith als Quelle von Empathie, Vernunft und Gewissen ausmachte. Reichardts Blick war nicht reflektierend, indem er zwischen der Vorstellung der eigenen Person und der einer anderen hin und her wechselte, sondern nur selbstbezogen. Letztlich sah der junge Offizier immer nur sich selbst. »Ich bin umgeben von abstoßender Grausamkeit, von Schlechtigkeit, von Verrat und Feigheit«, notierte er am 5. Februar 1944. »Trotz allem darf ich sagen, und ich finde damit Trost und Halt: Dieses Erkalten des Herzens ist kein zwangsläufiges, ehernes Gesetz.« Letztlich entschieden nicht Medailen, sondern das »Herz des Soldaten vor Gott« darüber, ob man »ein Held oder ein gemeiner Mörder« sei.¹⁹ Reichardt zweifelte kaum daran, wie er seinem Schöpfer gegenüberzutreten würde. Seine Empörung über die brutalen Morde, Plünderungen und Verwüstungen entsprang nicht der Anteilnahme am Leid anderer, sondern dem Umstand, dass all dies sein Selbstbild als reiner, edler Ritter, der für eine gerechte Sache kämpfte, in Frage stellte. Seine moralische Sichtweise war solipsistisch.

Reichardt begriff den Krieg als Kampf kosmischen Ausmaßes mit einer verborgenen metaphysischen Logik – wodurch Fragen nach politischer Verantwortung unbedeutend wurden. Die Nationalsozialisten waren in seinem Krieg Randfiguren. Auch Kriegsziele oder militärische Optionen spielten keine Rolle. Da es sich um einen Schicksalskrieg handelte, genügte es, an eine »gerechte Sache« zu glauben und sich ihrer höheren Logik unterzuordnen. Der Glaube trat an die Stelle der kritischen Vernunft. Reichardt wusste, dass Gräueltaten vor den Augen vieler Offiziere geschahen, doch sein Idealismus machte es ihm unmöglich zu erkennen, dass diese extreme Gewalt ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Kriegsführung war. Stattdessen suchte er die Schuld in individuellen Charakterschwächen und einem Mangel an Kultur, eine Diagnose, die innerhalb des Bildungsbürgertums weit verbreitet war.

Am 8. Februar 1944 gerieten Reichardt und seine Kameraden erneut unter feindlichen Beschuss, diesmal in der Nähe von Kistanje. Als sie die

feindliche Stellung einnahmen, hoben die Verwundeten die Hände und flehten um Gnade. »Alle wurden sofort erschossen«, schrieb er. »Ich wendete mich ab. Dieses Geschäft überließ ich denen, die sich bei solchem Töten nichts denken oder die sogar Freude, Hass- und Rachegefühle oder Triumph und Genugtuung an solchem Handwerk empfinden.«²⁰ Seine eigene Würde und die »gerechte Sache« blieben unangetastet. Dass er als Teilnehmer am deutschen Krieg eine Mitverantwortung für dessen Folgen tragen könnte, kam ihm nie in den Sinn.

All das ließ Reichardt nur wenige Möglichkeiten, mit der allgegenwärtigen Brutalität fertig zu werden. Er schwankte zwischen Verzweiflung über die Verrohung vieler Soldaten und dem Vertrauen in seine Fähigkeit, seinen Männern Kultur und Moral zu vermitteln. Am 5. Februar 1944 fing ein Soldat seiner Gruppe an, ein Schubert-Lied zu summen. Reichardts Verzweiflung verflog augenblicklich. Viele Soldaten hätten zwar ein raues Äußeres, schrieb er, aber einen empfindsamen Kern. Man könne sie für die größte aller Fragen empfänglich machen: Leben oder Tod. Aber wie? Er glaubte, dass er zum »Dolmetsch zwischen Gott und ihrer Seele« werden könnte, wenn er ihnen Beethovens Neunte Symphonie vorspielte.²¹ Es hätte die deutschen Soldaten wohl kaum davon abgehalten, die Einheimischen zu töten.

Zwei Monate später verzweifelte er erneut angesichts der Brutalität und des Egoismus innerhalb der Truppe. Er befand sich jetzt in Wischau (Vyškov), in Mähren, wo er einen Offizierslehrgang für Panzertruppen absolvierte. Er erinnerte sich, wie ein Soldat nach einem Gefecht mit Partisanen den gefangenen jungen Frauen befohlen habe, sich auszuziehen, und sie dann erschossen habe. Solche Gewaltausbrüche seien gefährlich, weil sie »unseren Anspruch auf Tapferkeit, Heldentum und Idealismus als Rechtfertigung unseres Kampfes schnöde verrieten«, schrieb er. Er empfand eine »tiefe menschliche Enttäuschung« über die mangelnde Tauglichkeit der neuen, ehrgeizigen Leutnants. Sie seien keine Offiziere, sondern Automaten, vertraute er seinem Hauptmann an. Der Hauptmann stimmte ihm zu, erklärte aber, dass die jüngsten Verluste zwangsläufig zu einer »Senkung der geistig-ethischen Qualitätskriterien« geführt hätten.²² Reichardt begegnete hier einer neuen Generation von Hitlers »Volksoffizieren«, die rücksichtsloser und ideologischer waren und wegen ihres Fanatismus und ihres blinden Gehorsams gegenüber dem »Führer« befördert wurden, nicht aufgrund ihrer Fähigkeiten oder ihres Dienstalters.